

(Nachdruck verboten.)

391

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Es geschah dies gegen Ende August. Um acht Uhr sah man jetzt schon die Sterne am Himmel, und der in Rauch eingehüllte Sonnenuntergang sah trübe und traurig aus in diesen Straßen der Vorstadt. Esther sowohl wie Fred fanden Vergnügen an ihrer beiderseitigen Gesellschaft, und sie wanderten nun ein paarmal hinaus nach dem kleinen öden Square, auf welches man ein paar spärliche, dünne Sträucher angepflanzt hatte.

Fred begann sofort die Unterhaltung von neuem, die neulich im Laden abgebrochen worden war.

„Es thut mir leid,“ sagte er, „daß das Papier, das Sie holen, nicht zu nützlicheren Zwecken verwendet wird.“

„Wenn Sie meine Herrin kennen, würden Sie das nicht sagen!“

„Sie wissen vielleicht nicht,“ sagte er, „daß Romane sehr oft Geschichten enthalten, in denen Männer die Frauen anderer Männer lieben. Solche Bücher können nichts nützen, sondern nur schaden.“

„Ich bin sicher, daß meine Herrin solche Dinge nicht schreibt, wie sollte sie das?! Sie ist unschuldig wie ein Lamm.“

„Aber wie können Sie das wissen, da Sie ihre Bücher nicht kennen?“

Im Laufe ihrer Unterhaltung kam es heraus, daß Miss Rice selten oder nie zur Kirche gehe.

Darüber war Fred sehr entsetzt.

„Ich hoffe,“ sagte er, „daß Sie nicht dies schlechte Beispiel Ihrer Herrin befolgen.“

Esther mußte eingestehen, daß sie während einiger Zeit ihre religiösen Übungen vernachlässigt hätte. Und Fred war darüber so erschreckt, daß er ihr allen Ernstes den Rat gab, diese Stelle zu verlassen und in eine religiösere Familie einzutreten.

„O nein, ich bin ihr viel zu viel Dank schuldig, um daran nur denken zu können. Und es ist auch nicht ihre Schuld, wenn ich in letzter Zeit nicht so viel an Gott gedacht habe, wie ich sollte. Dies ist meine erste Stelle, in der ich überhaupt Zeit habe zum Beten und zur Religion.“

Diese Antwort schien Fred wieder einigermaßen zu befriedigen.

„In welche Kirche sind Sie denn früher gegangen?“

„Meine Eltern gehörten der Brüdergemeinde an.“

„Welcher? der geschlossenen oder der offenen?“

„Das weiß ich nicht mehr. Ich war damals noch ein kleines Kind.“

„Ich gehöre zu den Plymouth-Brüdern.“

„O, wie merkwürdig!“

„Vergessen Sie nur das eine nicht, daß unsre Seele nur errettet werden kann, wenn wir fest an Gott glauben und an das Opfer der Kreuzigung.“

„Ich weiß es, und ich glaube daran.“

Dieses Geständnis Esthers schien sie einander auf einmal viel näher zu bringen.

Und am folgenden Sonntag führte Fred Esther seiner Gemeinde zu und stellte sie dieser vor als eine Schwester, die ihnen zeitweilig abtrünnig geworden war, aber nie aufgehört hätte, in Herz und Gesinnung die Ihre zu bleiben.

Esther hatte einer solchen Zusammenkunft nicht mehr beigewohnt, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war, und das kahle Zimmer, das nüchterne Dogma, welche beide so vollkommen mit ihrer schlichten Natur übereinstimmten, erinnerte sie wieder an ihre Kindheit, ihre Heimat, an Vater und Mutter, an alles, was sie verloren hatte — und ergriff sie in tiefster Seele.

Fred hielt bei dieser Gelegenheit die Predigt. Er sprach von der Wiederkunft des Heilandes, bei welcher die Gläubigen in Wolken von Glorie gehüllt zum Himmel emporgeschweben würden, und von der Verwüstung der Welt, die über sie kommen würde, vor ihrem endgültigen Untergang in den Flammen der Hölle.

Die zuhorchenden Gesichter wurden starr vor Staunen und Erwartung. Und ein junges Mädchen neben Esther schloß

die Augen und streckte die Hand aus, wie um sich zu versichern, daß Esther noch da und nicht in einer Wolke gen Himmel geschwebt sei.

Als Fred Esther nach Hause begleitete, gestand sie ihm, daß sie lange schon nicht mehr so glücklich gewesen sei wie an diesem Tage. Er drückte ihre Hand in der seinen und dankte ihr mit einem seelenvollen Blick. Nun gehörte sie ihm für immer und immer. Nichts konnte sie mehr voneinander reißen, denn er hatte ihre Seele errettet. Seine Eraltiertheit setzte sie in Erstaunen. Aber ihre eigne angeborene Gläubigkeit — obwohl solcher Eraltiertheit nicht fähig — war ihr doch in den schweren Kämpfen ihres Lebens von großem Nutzen gewesen. Und ihre Gedanken verloren sich nun weiter in die Zukunft hinein.

Fred würde nun natürlich von ihr verlangen, daß sie am nächsten Sonntag wieder mit ihm zur Kapelle käme, sie aber wollte lieber nach Dulwich gehen.

Früher oder später würde er unfehlbar ausfinden, daß sie ein Kind besaß, und dann würde er sie nie wiedersehen wollen. Es war schon besser, daß sie es ihm selbst erzählte, als daß er es erst von andern hörte. Aber sie fühlte, daß diese Demütigung, diese Schande ihr entsetzlich sein würde, und sie wünschte jetzt fast, daß sie ihr niemals kennen gelernt hätte. — Sollte das Kind denn wirklich zwischen sie und jedes Glück im Leben treten? Natürlich würde es am besten sein, die Bekanntschaft mit Fred gleich wieder abzubrechen. Aber welchen Grund konnte sie ihm dafür angeben? Ihr passierte auch wirklich jedes Unglück im Leben! Wenn er sie nun gar hätte, ihn zu heiraten, dann mußte sie ihm ja doch so wie so die Wahrheit sagen.

Gegen Ende der Woche klopfte eines Tages jemand an ihr Küchenfenster. Sie blickte hinaus, es war Fred. Er fragte, warum er sie so lange nicht mehr gesehen hätte!

„Ich habe keine Zeit gehabt,“ sagte sie.

„Können Sie heute abend ein bißchen herankommen?“

„O ja, wenn Sie wollen.“

Sie setzte ihren Hut auf und ging hinaus zu ihm. Beide schwiegen, aber wie von einem gemeinsamen Impuls geleitet, richteten beide ihre Schritte nach dem kleinen Square, wohin sie auch ihren ersten Spaziergang gemacht hatten.

Er sprach zuerst:

„Ich habe in den letzten Tagen viel an Sie gedacht, Esther; ich — ich — möchte — ja — ich möchte Sie heiraten.“

Esther gab keine Antwort.

„Wollen Sie?“ sagte er.

„Nein, — ich kann nicht! Es thut mir sehr leid; bitte, sprechen Sie nichts mehr davon.“

„Warum können Sie nicht?“

„Wenn ich Ihnen den Grund sagte, würden Sie mich gar nicht mehr heiraten wollen. Aber ich kann es Ihnen ja sagen; warum denn nicht? Ich bin nicht das gute Mädchen, für welches Sie mich halten. Ich habe ein Kind! So, nun wissen Sie's; nun werden Sie wohl genug von mir haben.“

Es war ihre derbe, kurz angebundene, aufrichtige Natur, die ihr diese Worte abpreßte, und es war ihr in diesem Augenblick ganz egal, was er that, wenn er sie auch auf der Stelle verließ. Er mußte nun alles und konnte thun, was er wollte. Er schwieg eine Weile; dann sagte er:

„Aber Sie haben bereut, Esther, nicht wahr?“

„Ich sollt' es meinen, und gestraft bin ich auch worden, genug für ein Duzend Kinder.“

„O, das ist also nicht erst kürzlich passiert?“

„Kürzlich? Es ist fast acht Jahre her.“

„Und diese ganze Zeit über sind Sie dann brav geblieben?“

„O ja, ich denke, ich bin brav gewesen.“

„Nun dann also, wenn —“

„Kein „Wenn“, bitte; wenn ich Ihnen so nicht gut genug bin, wie ich bin, können Sie ja wo anders hingehen, sich eine holen. Vorwürfe will ich nicht anhehren, davon habe ich nun schon genug gehört.“

„Ich wollte Ihnen gar keine Vorwürfe machen; ich weiß wohl, daß das Leben einer Frau viel schwerer ist, als das unsre. Wenn eine Frau fällt, ist es nicht immer ihre Schuld. Ein Mann aber hat stets an seinem Falle schuld, denn es liegt stets im Bereich seiner Macht, der Versuchung zu entfliehen.“

„Dennoch giebt es nicht e i n e n Mann, der von sich behaupten könnte, daß er nie ein Unrecht gethan.“

„O doch, Esther, es giebt solche!“

Esther blickte ihn an.

„Ich weiß, was Sie meinen, Esther, aber ich kann Ihnen mit Wahrhaftigkeit beteuern, daß ich ein solcher Mann bin.“

Er gesteht Esther um dieser Seelenreinheit willen durchaus nicht besser als zuvor; im Gegenteil; und die klaren Töne seiner etwas kalten Stimme ärgerten sie nur.

„Darum werfe ich aber durchaus keinen Stein auf solche, die weniger rein sind als ich. Ich wollte Ihnen auch durchaus keine Wortwürfe machen, Esther. Ich meinte nur, ich wünschte, Sie hätten mir dies gesagt, bevor ich Sie in unsre Gemeinde einführte.“

„Ah so; also Sie schämen sich meiner? Nun, dann behalten Sie Ihre Scham nur für sich selbst!“

„Nein, Esther, das ist's nicht.“

„Aber Sie möchten es wohl gerne sehen, daß ich mich vor den andern demütige? Nein, auch davon habe ich nun genug gehabt.“

„Nein, Esther; so hören Sie mich doch nur an. Solche Sünder, die nicht bereut haben, dürfen bei uns noch nicht mitbeten mit der Gemeinde, aber ich glaube, daß Sie schon bereut haben, nicht wahr?“

„Ja!“

„Und ein Sünder, welcher bereut — dies sollte der Gegenstand meiner nächsten Predigt werden — kommen Sie nächsten Sonntag wieder mit?“

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Versammlung der deutschen meteorologischen Gesellschaft.

Am Freitag, dem zweiten Sitzungstage, wurden zunächst einige neue meteorologische Instrumente besprochen und zum Teil demonstriert. Professor Sprung vom meteorologischen Observatorium in Potsdam hat einen Apparat konstruiert, der den elektrischen Zustand der Luft an der Oberfläche der Erde genauer registriert, als es die bisher angewandten Instrumente dieser Art vermocht hatten, und der, was bisher auch nicht erreicht war, größere elektrische Spannungen mit völliger Sicherheit verzeichnet, sogar solche, die zu einer wirklichen Gewitterbildung ausreichen.

Eine wichtige Neuerung bildet der Apparat, den Dr. Elias vom Berliner aeronautischen Observatorium vorführte. In neuerer Zeit hat sich herausgestellt, daß der elektrische Zustand der höheren Luftschichten von viel größerem Einfluß auf die Wetterbildung ist, als man früher angenommen hatte. Es erscheint unter diesen Umständen wünschenswert, daß die Drachen und Fesselballons, die zur Erforschung des Zustandes der Atmosphäre täglich aufgelassen werden, außer den Instrumenten, welche den Druck, die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft stetig verzeichnen, auch einen Apparat enthalten, der Aufzeichnungen über die Luستهlektricität herstellt. Die Einrichtung, die vom Dr. Elias getroffen wurde, ermöglicht dies mit großer Präcision, besonders ist sie gesichert gegen die sehr nahe liegende Gefahr, daß nicht nur die Elektricität der von Drachen selbst durchfahrenen Luftschicht angezeigt wird, sondern auch Ferngewitter oder die elektrischen Wellen, die von zufällig zur gleichen Zeit vorgenommenen Versuchen über drahtlose Telegraphie herrühren.

Zu den wichtigsten Instrumenten des Meteorologen gehört der Regenschirm, d. h. ein Gefäß zum Auffangen und Messen des zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort gefallenen Regens, womöglich verbunden mit einer Vorrichtung zur Selbstregistrierung dieser Regenmengen. Dr. Steffens von der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule führte einen neuen Regenschirm, oder eigentlich Niederschlagsmesser vor, denn er registriert nicht nur die Regenmenge, sondern auch den gefallenen Schnee. Zu diesem Zweck ist eine Petroleumlampe angebracht, die ohne viel Petroleumverbrauch doch so viel Wärme entwickelt, daß der frisch gefallene Schnee dabei schmilzt und das Gewicht des Schmelzwassers ebenso genau registriert werden kann, wie im Sommer das Gewicht des Regenwassers.

Dann sprach Professor Dr. A. Schmidt vom erdmagnetischen Observatorium in Potsdam über „Grundzüge eines Planes zur laufenden systematischen Verarbeitung der Beobachtungen über magnetische Störungen“. Bei der Beobachtung des Erdmagnetismus kommt es darauf an, seine jeweilige Richtung und Stärke festzustellen. Dies geschieht mittels feiner Magnetnadeln, die sorgfältig so aufgehängt sind, daß sie möglichst ungehindert schwingen und den Veränderungen des Erdmagnetismus genau folgen können. Man hat natürlich das Bestreben, diese Schwingungen der Magnetnadeln ebenso zu registrieren, wie die Veränderungen des Barometers, des Thermometers (Feuchtigkeitmesser). Wollte man die Magnetnadeln aber

mit Registrierapparaten belasten, so würden sie nicht mehr frei genug schwingen können. Man hat sich deshalb genötigt gesehen, Vorkehrungen zu treffen, daß die Schwingungen der Magnetnadeln sich auf gleichmäßig abrollenden Streifen photographisch empfindlichen Papiers selbst abphotographieren; dies geschieht natürlich in Räumen, die den photographischen Dunkelkammern gleichen, d. h. kein schädliches, das photographische Papier angreifendes Licht enthalten. Aus den so erhaltenen Photogrammen kann man nicht bloß die im großen und ganzen ziemlich gleichmäßigen täglichen und jährlichen Veränderungen des Erdmagnetismus bestimmen, sondern auch den Verlauf größerer magnetischer Störungen, sogenannter magnetischer Gewitter erkennen. Die Kurven dieser magnetischen Gewitter sehen nun sehr unregelmäßig und wirr aus. Professor Schmidt hat aber gezeigt, daß man durch eine Zerlegung der Kurven, wie sie schließlich mit allen Kurven vorgenommen werden kann, in mehrere Kurven, ähnlich der Zerlegung einer Kraft in die Komponenten, aus denen sich diese Kraft zusammensetzt, hier ganz regelmäßig verlaufende Kurven erhält. Die eine dieser so erhaltenen Kurven zeigt, welchen Verlauf die magnetische Störung auf der ganzen Erde, oder doch auf einem großen Teil der Erde genommen hat, die zweite giebt an, welche lokalen Einflüsse sich hierbei geltend machen. Auf diese Weise ist in die scheinbar regellosen, magnetischen Gewitter Ordnung und Geheß gebracht. Auf der ganzen Erde existieren zur Zeit nur sehr wenige erdmagnetische Observatorien. Die elektrischen Straßenbahnen, elektrische Beleuchtung und elektrische Kraftübertragung haben ihnen nämlich fast überall den Garaus gemacht, denn wo ein zu solchen Zwecken angelegtes Kabel sich befindet, übt es auf die feinen Magnetnadeln einen solchen irritierenden Einfluß aus, daß sie die erdmagnetischen Veränderungen nicht mehr zum Ausdruck bringen können. Für das Potsdamer Observatorium ist die Anordnung getroffen, daß Starkstromkabel innerhalb einer Entfernung von 15 Kilometern nicht angelegt werden dürfen.

Zum Schluß hielt Professor Dr. Schubert von der Forstakademie Eberswalde einen Vortrag: „Der Wärmehaushalt im festen Lande, im Meere und in der Atmosphäre“. Es ist schon lange festgestellt, daß bereits in sehr geringer Erdtiefe die Temperatur kaum noch Veränderungen erfährt, sondern im Winter und Sommer gleich bleibt. Man hatte angenommen, daß ähnliche Zustände auch im Wasser herrschen. Professor Schubert hat aber nachgewiesen, daß die Wassertemperatur auch bis zu größeren Tiefen recht erhebliche Veränderungen im Laufe des Jahres erfährt. Weiter war bekannt, daß eine bestimmte Gewichtsmenge Wasser durch dieselbe Menge zugeführte Wärme um weniger Temperaturgrade erwärmt wird als die gleiche Gewichtsmenge Erde oder Gestein. Das Wasser speichert die ihm zugeführte Wärme in viel größeren Mengen auf als das Land es thut, um nachher auch eine größere Wärmemenge an die Luft auszustrahlen. Aber über die Größe dieser Wärmespeicherung durch das Wasser hatte man sich doch wohl keine rechte Vorstellung gemacht. Professor Schubert setzte auseinander, daß die Nordsee ebensoviel Wärme aufspeichert, wie ein zwanzigmal so großes Stück Land. —

Am Sonnabend, dem letzten Verhandlungstage, sprach zuvörderst Professor Dr. Möller aus Braunschweig über „Die atmosphärische Luft und insbesondere über die Ebbe-Bewegung der Luft“. Die Annahme des kürzlich verstorbenen Kalm, daß die Sonne und der Mond, wohl auch größere Planeten, auf das Luftmeer eine ebensolche, wenn auch nicht ganz so starke Anziehung ausüben wie auf das Wassermeer, war von den Meteorologen längere Zeit deswegen zurückgewiesen worden, weil die Luft viel zu wenig Masse besitzt, um solcher Anziehung unterliegen zu können; denn nach dem Newtonschen Attraktionsgesetz wird eine Substanz von Weltkörpern nur im Verhältnis zur Masse dieser Substanz angezogen. Professor Möller hat aber, übrigens in Uebereinstimmung mit einigen andern Meteorologen, gefunden, daß die Anziehung der Weltkörper auf unsere Atmosphäre doch beträchtlicher ist, als man früher geglaubt hatte, und daß auch für das Luftmeer eine wirkliche Ebbe und Flut existiert.

Dr. E. Leß stellt seit einer Reihe von Jahren die Wetterprognose für Berlin her, und hat sich darin eine solche Fertigkeit erworben, daß seine Prognosen die weitaus größte Sicherheit von allen irgendwo auf der Erde aufgestellten Prognosen haben und in einer viel größeren Zahl sich als richtig erweisen als sonstwo. Aber Dr. Leß wünscht die Sicherheit dieser Prognosen noch zu steigern, und er hat gefunden, daß namentlich über die Vorhersage von Regenfällen die Betrachtung der berücksichtigten barometrischen Minima doch noch nicht die genügende Aufklärung ergibt. In jenem Vortrag „Ueber die Wanderung sommerlicher Regenfälle durch Deutschland“ verwies er darum auf die Thatsache, daß die Regenfälle eine gewisse gleichmäßige Wanderung zu vollziehen pflegen und deshalb die Nachrichten über Regenfälle zur Regenprognose an andern Orten verwendet werden können.

Einen ähnlichen Gegenstand behandelte Dr. Poliz aus Nauch in seinem Vortrag „Zur Niederschlagsbildung in den Chlonen“. Chlone bedeutet dasselbe wie barometrisches Minimum, also die Stelle, an der der Luftdruck am niedrigsten ist. Die Chlonen oder Minima haben die Neigung zu wandern, und Dr. Poliz fand unter andern, daß an der Vorderwand der Chlone, also dort, wo diese hinwandert, Tagesregen vorberstet, an ihrer Rückwand aber, also dort, wo die Chlone herkommt, nächtlicher Regen.

Professor Dr. Vörrstein von der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule demonstrierte ein Papiermodell, an dem man die

Veränderungen studieren kann, die der Luftdruck in Berlin im Verlauf eines Tages sowie eines Jahres erleidet.

Einen Gegenstand von großer praktischer Bedeutung berührt der Vortrag des Prof. Dr. Goldesleisch aus Halle „über die meteorologischen Ursachen des Auswinterns des Getreides“. Allein im Winter 1900/1901 sind in Deutschland eine Million Hektar Getreidefläche ausgewintert, im Winter 1902/1903 trat ein ähnlicher Schaden ein, der natürlich viele Millionen Mark repräsentiert. Das Auswachsen des Getreides ist nur sehr selten als ein eigentliches Erfrieren zu betrachten, dieses ereignet sich wohl nur bei so großer Kälte, wie sie bei uns nicht häufig auftritt. Dagegen kann es häufiger vorkommen, daß, wenn der Schnee längere Zeit auf dem Felde liegt, das junge Getreide unter ihm ausfault. Oft leidet das Getreide dann Schaden, wenn das Erdreich gefroren ist, die Wurzeln also unbeweglich festliegen, und um die jungen Getreidehälmchen am Tage die Erde aufthaut, bei Nacht wieder gefriert. Dabei erleiden die Hälmschen solche Zerrungen, daß sie über der Wurzel abreißen und natürlich zu Grunde gehen. In den meisten Fällen tritt aber ein förmliches Verdursten des Getreides ein, nämlich dadurch, daß die jungen Hälmschen von der Winterhitze erwärmt werden, daß das in ihnen befindliche Wasser verdunstet, zu gleicher Zeit aber die Wurzeln in gefrorenem Erdreich liegen, aus dem natürlich kein Wasser in die Halme steigen kann. Dann müssen die Pflanzen eben einfach dem Wassermangel erliegen. Professor Goldesleisch schlägt als Mittel dagegen vor, die Winterfaat etwas früher im Jahre zu bestellen, als man es jetzt zu thun pflegt. Dann werden, sagt er, zur Zeit des starken Frostes die Wurzeln schon so lang sein, daß sie durch den gefrorenen Boden in wärmere Bodenschichten reichen, aus denen sie genügend Wasser entnehmen können, um die Pflanzen am Leben zu erhalten. Jedenfalls ist von großer Bedeutung für diese Angelegenheit der Fruchtigkeitszustand des Erdbodens, er ist aber zur Zeit noch so wenig aufgeklärt, daß die Versammlung beschloß, eine Kommission zu seiner Erforschung einzusetzen.

Damit war die reichhaltige Tagesordnung der Versammlung erschöpft. An den Nachmittagen fanden Besichtigungen meteorologisch interessanter Institute statt: am Donnerstag eine solche des meteorologischen Instituts in Berlin, am Freitag eine des meteorologisch-erdmagnetischen Observatoriums auf dem Telegraphenberg bei Potsdam, am Sonnabend eine des aeronautischen Observatoriums bei Tegel. —

Kleines feuilleton.

or. Die lieben Weiber. „Aber Emma, . . . Emma, . . . so komm doch nur, Emma, . . . Em . . . ma . . . ah!“

Er schrie es mit verzagender Stimme, er war ganz außer Atem von dem raschen Lauf über den langen Perron. Neugierig stand er auf der Coupéschwelle, die Thür in der Hand und gestillt zu seiner Frau hinaus, die hastig weiter strebte: „Wo willst du denn hin, Emma? Komm mal hier rein!“

„Da is' t ja schon so voll. Vorn is' t ja velle leerer, da können wir sitzen.“

„Da konnste ja garnich mehr hin. Na, Emma, der Zug geht ab.“

„Ach woll, wenn ich renne, komm ich noch, — komm Du man auch.“ Sie begann zu laufen.

„Emma . . . Himmel Donnerwetter, na ja, ich sage es ja, jetzt können wir hier bleiben.“

Mit raschem Schwung sprang er aus dem Zuge, der sich jetzt langsam in Bewegung setzt. Krachend unter seinem wütenden Griff flog die Thür ins Schloß.

Drim im Coupé unter den Zurückbleibenden erhob sich ein stürmisches Gelächter.

„Das is' recht,“ sagte der junge Mann in der Ecke, „nu müssen se wirklich hierbleiben: Au Jott, der schimpft aber.“

Er bengt sich aus dem Fenster, um das zankende Paar noch einmal recht deutlich zu sehen. „Ich glaube, am liebsten würde er se wischen,“ berichtete er, indem er sich wieder setzte.

„Das wär' ihr ganz recht,“ meinte ein anderer, der mehr in der Mitte saß, sehr geschwiegelt und gebügelt ausfah und eine weiße Weste und einen Cylinder trug: „Wär' ihr aber sehr recht, was ist sie'n so quatsch . . . sie konnte ja reinkommen.“

„Alle Weiber sind quatsch,“ meinte ein Dritter mit verächtlichem Tone, ein etwas grüner Jüngling mit sehr dünnem Wärtchen.

„Stimmt!“ ging es durch das Coupé; nur die beiden Damen riefen entsetzt: „Na!“

„Das ist ja eine Frechheit!“ sagte die hübsche Schwarze und ihre Augen funkeltet auf.

„Alle Weiber sind quatsch!“ wiederholte der Jüngling und sah mit Siegermiene im Coupé umher. „Was sie machen, das machen sie dumm, und wenn man mal 'n Kerger hat, dann hat man ihn um die Weiber. Oder haben Sie schon mal 'n Kerger gehabt, wo nicht 'n Frauenzimmer dahinter steht?“

„Bravo!“ rief der mit der weißen Weste, und der kleine Dide, der neben ihm saß, nickte bedächtig. Seine Frau gab ihm einen Rippenstoß: „Na Justav, willst Du etwa hier 'n Ton sagen?“

„Er sagt ja noch gar keinen“, meinte der Jüngling molant. „Nix mal Anton“, fügte der in der Ecke hinzu. „Ne det is

wohl nu nich quatsch?“ Die Frau zog ihre Schultern hoch und warf dem Spötter einen wahrhaft vernichtenden Blick zu; der nickte denn auch fast zusammen: „Ich hab' ja doch gar nicht behauptet, daß Einer quatsch wär.“

„Eine,“ rief der mit der weißen Weste. „Man lasche.“

„Eine?“ fragte der Jüngling in äußerst weltweisem Tone, „sagen Sie nur ruhig alle. Na, was hab' ich 'n heut früh erst wieder erlebt? Geh ich über die Jannowitzbrücke, biehiert da so'n Mädel vor mir her, hat 'n Korb am Arm, will einholen, läuft über'n Damm. Mit'n mal — was geschieht? Fällt ihr's Portmonnaie aus der Tasche, hat die Tasche natürlich hinten. Denken Sie, sie wird sich hüten? Ne. Biehiert immer weiter geradenwegs zum Kaufmann rein. Na, ich nehm' mir's Portmonnaie, denk', du wirst mal sehen, was sie sagt. Endlich kommt sie — hat 'n Korb voll Pakete. Fräulein, sag ich, haben Sie denn nun alles bezahlt? Ne, meint sie seelenruhig, ich hab' mein Portmonnaie zu Hause liegen gelassen. So, sag' ich, zu Hause? Sehen Sie mal hier . . . also nicht mal das weiß so 'n Frauenzimmer, wo sie ihr Portmonnaie hat.“

„Lange Haare, kurzer Sinn,“ nickte der mit der weißen Weste, „ja, wie so die Weiber sind. Im Geschäft kann man auch 'n Lied von singen. Alle Stellen nehmen se weg. Arbeiten? Ja woll! Gutschel, futschel . . . aber putzen und tolettieren und verliebte Blicke schmeißen.“

„Ihnen etwa?“ fragte die hübsche Schwarze und ihr ganzes Gesicht sprühte.

„Wie so de Weiber sind“ . . . wiederholte der Weißwestige und sah seine Freundin herausfordern an: „Ich hab's doch jetzt auch erst wieder erlebt. Kommt da so 'n neues Lehrmädel ins Comptoir, kann nichts, weiß nichts, versteht nichts, aber 'ne hübsche rote Bluse, und de Haare gebrannt und verlobt wie'n Stint.“

„In Sie etwa,“ schrie die Schwarze dazwischen und ihre Füße trommelten einen Marsch auf dem Fußboden. Der Weißwestige ließ sich durchaus nicht beirren: „Ich soll aufpassen, daß sie die Preise richtig adressiert. Kann man etwa ewig hinterherhinken hinter solcher kleiner Gans? Ich verlaß mich drauf, sie macht's richtig — na, natürlich, sie macht's falsch . . . wer hat 'n Kerger? Ich!“

„Na, was passen Sie denn nicht auf, wenn Sie 'n Lehrmädchen haben?“ fragte die Schwarze.

„Allen Kerger hat man durch die Weiber,“ wiederholte der dünnbärtige Jüngling, aber diesmal etwas schwermütig. „Zawohl, verlobt sind sie wie die Stinte und tolettieren, wo sie können, will man sich dann aber selbst was erlauben, dann sagen sie: So war's nicht gemeint!“

„Sehr denkbar!“ meinte die Schwarze ironisch.

„Und Recht haben müssen se auch immer und 's letzte Wort behalten,“ rief der Weißwestige.

„Bravo!“ sagte der Jüngling, und auch der kleine Dide nickte wieder bedächtig und verständnisvoll. Seine Frau gab ihm ein neuen Rippenstoß: „Justav, was hast 'n da zu niden? Du tust ja gerade, als sprichst aus Erfahrung. Justav, nu sag' bloß keinen Ton mehr . . .“

„Aber, er hat ja überhaupt noch nichts gesagt,“ meinte der in der Ecke mit frommer Miene. Die Frau fuhr herum, daß ihre Röde flogen. „Was wollen Se? Wollen Sie was? Mischen Sie sich nich unter Eheleute. Sie . . . und lassen Se uns raus! Hier is Großgörschenstraße. Justav, wie lange jodelst'n noch? Konnt'n!“

Donnernd fuhr der Zug in die Halle, es entstand ein allgemeiner Tumult im Coupé.

„Und die Weiber taugen doch nichts,“ sagte der Weißwestige, als die Schwarze an ihm vorüber ging. „Wenigstens manche,“ fügte er mit einem Zwinkern nach „Justavs Frau“ und einem galant sein sollenden Lächeln hinzu.

Allein die Galanterie zog nicht; die hübsche Schwarze, die schon an ihm vorüber war, drehte sich noch einmal um und rief triumphierend: „Na und wenn wir nichts taugen, denn taugen wir nichts, dann wollen wir auch gar nichts taugen, fertigwerden ohne uns könnt Ihr Männer ja doch nicht!“ —

Theater.

Berliner Theater. „Die große Null“. Schwank in drei Akten von Hans Richter. — Hans Richter oder Gustav Schefrenkel, der Regisseur des Berliner Theaters, der hinter dem Autoren-Pseudonym steckte, hatte mit seinem anspruchs- und harmlosen Schwank einen schallenden und im Anfang auch gar nicht unbedienten Heiterkeitserfolg. Die Situationen und Witze des ersten Aktes waren teilweise gute Bekannte oder saßen doch solchen wenigstens sehr ähnlich — aber das schadete ihnen nichts, erweckte vielmehr von vornherein durch allerhand angenehme Erinnerungen an früheres Lachen eine gemüthliche Sympathie und Prädisposition zur Erneuerung dieser wohlthätigen Muskelübung. Die hausmütterlich besorgte zungenbehende möblierte Wirtin, ihre Pflgebefohlenen: das junge, dem ersten Patienten entgegensehende Mediziner-Fremdespaar, der eine ein Verlobungsentschloßener, der andre radikaler Ehefeind im Namen der Freiheit, endlich der biedere, agrarische Verwandte aus Württemberg mit dem treuerzigen Dialekte — das alles heimelte in amüsanten Weise an, und kleine, bühnergerecht erfundene Ueberraschungen brachten den gerade erforderlichen Zusatz von Beweglichkeit in das pflegmäßige Gelachen. Sogar die vage Hoffnung auf ein bißchen wirkliche Satire wurde geteilt, es schien, als solle gemäß der Theorie des Ehe-

feindes, der Mann sei in der Ehe immer die große Kluft, den besseren Hälften etwas am Zeuge geflickt werden. Statt dessen folgte aber ein völlig directionsloses Durcheinander von Einfällen, das sich zu Geschmackswidrigkeiten, für die selbst der Schwauktitel nicht mehr als mildernder Umstand geltend gemacht werden kann, steigerte. Um die junge Schwiegermutter des Verlobten günstig zu stimmen, macht ihr schließlich der Ehefeind in einer heroischen Freundschaftsaufwallung einen Heiratsantrag, wird vor den Standesbeamten geschleppt und entdeckt nach vier tägiger Schmöll- und Pankehe, dies sei die Dame seines Herzens! Daß die lachlustige Laune des Publikums trotzdem nur wenig abflaute, war wesentlich der Darstellung zu danken, die das bißchen Situationskomik der um den tauben Kern der „Handlung“ herumgesponnenen Scene brillant herauszuholen und zu steigern verstand. Insbesondere *Willy Rohland* als schwäbischer, zu verwegener Kirmacherei aufgepöckelter Bettler vom Lande, und *Harry Walden* als der eheseindliche Part des Freudespaars machten sich um den Erfolg ihres Kollegen verdient.

Sehr drölig waren auch *Klara Wend* als Vermieterin und im letzten Akte *Albert Schindler* in der Rolle des weißhaarigen ehrwürdigen, doch unentwegt für Ungarinnen schwärmenden Professors. —

Neues Igl. Opernhaus (Kroll). „König Oedipus“ von Sophokles. Uebersetzt von H. v. Wilamowitz-Möllendorf. Musik von Heinrich Vettermann. (Wohlthätigkeits-Vorstellung.) — Diese altgriechische Tragödie ist in ihrer Seelenstimmung dem resignierenden Pessimismus des biblischen Job verwandt. Der Chor, den Sophokles in einem andern seiner Dramen jenen mächtigen Hymnus auf die menschliche Kraft anstimmen ließ: „Vieles Gewaltige lebt, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch“, ist hier ein Herold der Klage, in den Gefängen die Ohnmacht alles Menschlichen dem unerforschlich und unerbittlich waltenden Schicksale gegenüber verklärend: „Ihr Menschengeschlechter ach — euch die wandeln im Lichte, wie — acht ich ähnlich dem Nichts euch!“ Oedipus, der von allen Geprüften und Beneideten, der als Fremdling nach Theben verschlagen, die Rätsel der Sphinx gelöst und, die Bürger von dem Ungeheuer befreiend, König wurde in der Stadt — er der Stärkste und Klügste stürzt von dem Gipfel seiner Macht in namenloses Elend. Eine Stunde zertrümmert, was viele Jahre bauten, und sein Geschick erscheint dem Chor als ein Symbol des allgemeinen Menschenlozes. „Durch Dein unseliges Geschick gewarnt, preis ich keinen Menschen mehr glückselig.“ Und wie Job, ist auch dieser Oedipus ein innerlich Schuldloser, der mit Bewußtsein keine That verübt, die den Zorn der Himmlichen reizen könnte. Die Gottheit, ob einer oder viele, sendet das Schicksal, wie es ihr beliebt; kein Schimmer vergeltender Gerechtigkeit verklärt das Fürchtbare, das sie verhängt hat. Bei der Freiheit, mit der die griechischen Tragiker den überkommenen Sagenstoff geformt und ihren Intentionen angepaßt haben, kann davon, daß Sophokles etwa durch den Mythos entgegen seiner eignen Ueberzeugung zu einer solchen, den Zusammenhang von subjektiver Schuld und Sühne völlig ausschaltenden Behandlung der Fabel gezwungen worden, nicht wohl die Rede sein. Es sind Züge in der Sage wie in dem Stück, die nur einer leichteren Veränderung bedurft hätten, wenn der Dichter das Gräßlich-Unvernünftige des über den Helden verhängten Schicksals durch eine sogenannte „tragische Schuld“ hätte mildern wollen. Aber er will nicht. Zwar betont er das herrliche Aufbrausende in der Figur des Oedipus, aber so zu sagen nur als Attribut des königlichen Standes; er hält diesen Zug offenbar absichtlich auch in den Szenen mit Theresias und Kreon in solchen Grenzen, daß er, nach griechischer Auffassung, jedenfalls durchaus nicht einen Mangel der Persönlichkeit, eine Vergeltung fordernde frevelhafte Ueberhebung anzeigt. Unschuldigen Sinnes, muß Oedipus schuldig werden, und wider Willen frevelnd. Jammervoll als Freveler verderben, weil der Willkürwille der Götter, voraus verkündet in einem dunklen Orakelspruch, es so beschlossen. Alles was Menschenwitz erfindt, um dem Verhängnis zu entgehen, ist nur ein Glied in der Kette, die unsichtbar den Fliehenden umwinden und ihn zu Boden reißen wird.

Weil ihm geweissagt war, er werde von seines Sohnes Hand fallen, gab Laios, der Thebanerkönig, Befehl, den Knaben, den ihm Jokaste geboren, auszuwerfen. Von einem Hirten aufgenommen und an einen fremden Königshof gebracht, wächst Oedipus heran, ohne um seine Herkunft zu wissen. Der Zufall, in dem Dienst des Schicksals, führt die beiden in einem Hohlweg zusammen, entfacht Streit zwischen ihnen und der Sohn muß den ihm unbekanntem Vater erschlagen. Und wie Laios dem Orakelspruch, indem er ihm zu entriemen sucht, nur um so sicherer verfällt, so auch Oedipus selbst. Weil ihm verkündet ist, er werde seinen Vater töten, seine Mutter ehelichen, darum verläßt er die Stadt, die er für seine Heimat, den König und die Königin, die er für seine Eltern hält. Es ist auf dieser Flucht vor dem Schicksal, daß er unwissend, willenlos den, der ihn erzeugte, tötet und, in Theben den Thron bestiegend, Jokaste seine Mutter freit. — Das Sophokleische Drama stellt die abschließende Katastrophe dar, den Augenblick, wo, wieder nach dem Willen der Götter, der Schleier von den verborgenen Gräueln fallen muß. Schlag um Schlag ent-

wirrt sich das Ganze. Die trotzig empörende, mit der Oedipus die Verächtlichkeit des blinden Sehers, er sei der Mörder, abgewiesen, verwandelt sich in bange Furcht, und dann, als auch der letzte rettende Zweifel ihm geraubt wird, in grenzenlosen Jammer. Er durchbohrt seine Augen, um sich, von Schande bedeckt, in ewige Nacht zu bergen und mit rührender Klage, doch ohne Anklage der im Lichte thronenden grausamen Götter, nimmt er Abschied von den geliebten Töchtern Ismene und Antigone. — Die dem Volksglauben entsprechende Veräußerlichung der natürlichen Schicksalsmächte zu einer von oben her das Menschenleben bestimmenden, in Orakelsprüchen ihren Willen manifestierenden Götterwelt nimmt dem Drama heute einen Teil seiner Wirkung. Was bei den Griechen lebendige Tradition, das müssen wir jetzt mühsam erst durch Fiktion ersetzen. Wie immer es um den poetischen Wert bestellt sei, von den Schicksalssehern einer großen, modernen Dichtung, wie der Ibsenschen „Gespenster“, werden die meisten, schon darum, weil es hier keiner solchen künstlichen Brücken bedarf, viel unmittelbarer, mächtiger und nachhaltiger bewegt werden.

Die wohl abgerundete, mit großem Beifall von der dichtgedrängten Zuschauerschaft aufgenommene Vorstellung war vom Schauspielhause inszeniert. Molenaar gab einen kraftvoll statlichen Oedipus, dem man nur einen helleren Klang der Stimme hätte wünschen mögen. Ludwig spielte den Kreon, Krauhne den Seher. Die Jokaste sprach, ammutiger vielleicht als es dem Alter dieser Königin geziemt, Frau Arnold vom Schiller-Theater. Sehr reizvoll und lebendig klang der Gesang der Chöre nach den alten vor einem halben Jahrhundert komponierten Vettermannschen Weisen. —

Humoristisches.

— **Chinesischer Humor.** (Aus der Anekdotensammlung „Hsia-Lin-Kuang“ oder „das Buch des Lachens“.)

Ein Mann, der eine Kuh gestohlen hatte, war dabei ertappt worden, und mußte als Strafe einen hölzernen Krug, auf dem sein Vergehen vermerkt war, öffentlich tragen. Einige seiner Freunde, die bei ihm vorbeingingen, fragten ihn, was er begangen hätte.

„O, gar nichts“, entgegnete er, „ich sah ein Stück alten Laues und hob es auf.“

„Aber“, erwiderten seine Bekannten, „man würde Dich doch nicht so strenge bestrafen, weil Du ein altes, unbrauchbares Tau aufgehoben hast!“

„Nun, wohl nicht“, antwortete der Mann, „aber unglücklicherweise war eine junge Kuh an dem Stride befestigt.“

Ein Holzhauer, der einen Bündel Holz trug, lief gegen einen Arzt, worauf letzterer ihn zu schlagen sich anschickte.

„Stoße mich mit dem Fuß, wenn Du willst, aber schlage mich nicht mit Deinen Händen“, sagte der Holzhauer.

„Du bist ein Thor“, bemerkte ein Zuschauer, „ein Schlag mit seiner Faust könnte Dir nicht so wehe thun, als ein Stoß mit dem Fuße.“

„O“, entgegnete der Holzhauer, „ich fürchte mich nicht, mit meinem Fuße in Verührung zu kommen, aber ich würde ein verlorener Mann sein, falls ich unter seine Hände käme.“ —

Notizen.

— **Dskar Wilde's Schauspiel „Lady Windermere's Fächer“** wird die erste Novität des Deutschen Theaters unter Lindau's Direktion sein. —

— Das Central-Theater hat die dreialtliche Operette „Die Amazone“, Text von Fr. W. Wulff und A. Stern, Musik von Franz v. Blon, zur Aufführung erworben. —

c. Der italienische Komponist Alfano hat eine neue Oper „Auferstehung“ vollendet. Das Werk, dem der gleichnamige Tolstoj'sche Roman zu Grunde liegt, wird zu Beginn der kommenden Saison in der Mailänder Scala erstmalig in Scene gehen. —

— Eine Ausstellung von Radierungen von englischer Meister bereitet das Künstlerhaus vor; die Eröffnung ist auf den 17. April angesetzt. —

t. Die Zahl der Säugetiergattungen. Der amerikanische Zoologe Palmer hat eine ungeheure Arbeit durch Herstellung einer Liste aller Säugetiergattungen geleistet, die als ein besonderes Heft des großen Werkes über die nordamerikanische Tierwelt, einer von dem Landwirtschafts-Ministerium der Vereinigten Staaten herausgegebenen Veröffentlichung, erschienen ist. Bis Ende 1900 waren nach den Forschungen dieses Gelehrten über 4000 Gattungsnamen für Säugetiere vorgeschlagen, und im Jahre 1901 noch über 100 neue hinzugekommen. Danach kann die Größe der von Palmer unternommenen Arbeit abgeschätzt werden, der den Versuch gemacht hat, all diese Namen kritisch auf ihren bleibenden Wert hin zu sichten. Außerdem aber unterscheidet sich diese Liste von den meisten ihrer Vorgänger dadurch, daß sie für jede Säugetiergattung angiebt, zu welcher Familie und zu welcher Ordnung sie gehört. —